

Kommunalisierung einer sakralen Bauaufgabe in den 1960er Jahren.

Zu den Aussegnungshallen in Dauchingen und Obereschach

von FOLKHARD CREMER

In der gesellschaftlichen Umbruchsphase Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre zeichnete sich ein historischer Prozess ab, in dem verschiedene zuvor wesentlich von den Kirchen verwaltete Aufgaben in die Hände kommunaler Träger gelangten. Neben dem bis dahin stark von den Kirchen dominierten Erziehungs- und Bildungswesen (Kindergärten und Schulen) betraf dies auch das Bestattungswesen. War bisher die von der jeweils in einem Ort vorherrschenden Religionsgemeinschaft errichtete Friedhofskapelle der dominante Bautyp auf Bestattungsplätzen, so kam es jetzt verstärkt zur Errichtung von Trauerhallen, die durch die politischen Gemeinden errichtet wurden. Sie dienten und dienen nicht mehr nur einer Konfession. Sie mussten so gestaltet werden, dass sie für Trauerfeiern aller vor Ort ansässigen Religionsgemeinschaften und Weltanschauungen nutzbar sind. So kam es zu einem besonderen Aufschwung eines durch die Kommune als Bauträger beauftragten semisakralen Bautyps, der Anleihen beim zeitgenössischen Kirchenbau machte. In den offiziellen Schriftstücken setzte sich dafür die Gattungsbezeichnung Aussegnungshalle durch.

Zur Entstehungsgeschichte der Baugattung der Aussegnungshallen

Während bis in das 18. Jahrhundert alle Bestattungsplätze konfessionelle Kirchhöfe, Gottesäcker oder Friedhöfe waren, entstanden im Zuge der Aufklärung und Säkularisierung seit Ende des 18. Jahrhunderts neben den konfessionellen auch kommunale Friedhöfe. Für diese Form von Friedhöfen entwickelte sich als Entsprechung zu den Friedhofs- oder Gottesackerkapellen der beiden christlichen Konfessionen diese neue, konfessionsunabhängige Baugattung. Im durch die Kirchen geprägten 19. Jahrhundert gab es allerdings nur sehr geringe Unterschiede zwischen konfessionellen Friedhofskapellen und kommunalen Aussegnungshallen, da auch auf den kommunalen Friedhöfen weitgehend Mitglieder der ohnehin vor Ort vorherrschenden Konfession bestattet wurden.

Erst im Verlauf des 20. Jahrhunderts änderte sich das langsam. Seit 1878 in Gotha das erste und 1891 in Heidelberg das zweite Krematorium in Deutschland errichtet worden war, entwickelten sich vermehrt Freidenkergruppen, die sich in Feuerbestattungsvereinen engagierten. Da die katholische Kirche länger und stärker als die evangelische wegen des Widerspruchs der Leichenverbrennung zur christlichen Glaubenslehre von der Auferstehung auf der Erdbestattung bestan-

den hatte, beschränkte sich der Bau von Krematorien im Großen und Ganzen eher auf die traditionell evangelisch geprägten Regionen der verschiedenen Länder. Zwischen 1920 und 1930 wurden in Deutschland 51 Krematorien realisiert. Dazu gehören in unserer Region zum Beispiel das Krematorium in Schwenningen auf dem Waldfriedhof und das in Tuttlingen auf dem alten Friedhof. Bei dieser Baugattung steht die Einsegnungshalle stets im Kontext mit einer Versenkungsanlage des Sarges und einem darunter gelegenen Verbrennungsraum.

Ein erneuter Bauboom von Aussegnungshallen setzte in den westdeutschen Städten und Gemeinden nach dem Zweiten Weltkrieg ein. Durch die Integration der Heimatvertriebenen aus den durch den Krieg verlorenen Ostgebieten wurde in den Prognosen ein sehr hoher Bedarf an Bestattungsmöglichkeiten errechnet. Das führte dazu, dass nicht nur die bestehenden konfessionellen und kommunalen Friedhöfe erweitert, sondern auch etliche neu geschaffen wurden. Da die Heimatvertriebenen oft nicht der Konfession angehörten, die seit dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs in der Gemeinde, in der sie strandeten, vorherrschten, mussten auch die Aussegnungshallen dieser neuen Situation gerecht werden. Durch die konfessionelle Durchmischung der Bevölkerung bedurfte es zunächst der Erstellung von Gehäusen, die katholischen wie protestantischen Bestattungsriten gleichermaßen entsprachen. So wurde bis Ende der 1960er Jahre vielerorts das Bestattungswesen wesentlich zu einer Aufgabe der politischen Gemeinden.

Während dieses Ausdifferenzierungsprozesses im dritten Viertel des 20. Jahrhunderts waren für die Bauaufgabe noch sehr unterschiedliche Begriffe gebräuchlich. Sie reichten von Einsegnungs-, Trauer- oder Trauerversammlungshalle bis Feierhalle oder einfach Friedhofs- oder Leichenhalle. Heute sind offiziell noch drei verschiedene Gattungsbegriffe im Gebrauch: Der am weitesten verbreitete Name *Aussegnungshalle* greift zurück auf die Aussegnung, mit der innerhalb des Bestattungsrituals nach der *Einsegnungsfeier* die eigentliche Bestattung mit dem Weg zum und der Beisetzung im Grab einsetzt. Der Begriff der *Trauer- oder Trauerversammlungshalle* stellt die Trauerfeier in den Mittelpunkt, und auch der Begriff *Feierhalle* impliziert, dass die Beerdigung als feierliche Handlung im Rahmen eines würdigen Bestattungszeremoniells begangen wird. Das Raumprogramm beinhaltet unter anderem Aufbahrung, Arbeitsgang, Räume für die Verwaltung, Toiletten und Anfahrt. Seit Anfang der 50er Jahre war auch eine Totenkammer vorgeschrieben.

Zwar hatte die Suche nach einem Bautyp, der für Trauerfeiern aller Religionsgemeinschaften und Weltanschauungen einen würdigen Rahmen schafft, schon in den 1950ern begonnen, aber erst als es ab 1968 zu einer starken Kirchenaustrittswelle kam, die 1975 ihren Höhepunkt erreichte, entwickelte sich eine Konkurrenz zwischen kommunalen und kirchlichen Bauämtern um qualitätsvolle und repräsentative Lösungen. Würdevoll-repräsentative und künstlerisch anspruchsvolle Architektur für die Bestattungskultur zu schaffen, war nun nicht länger ein Experimentierfeld der Architekten kirchlicher Bauämter, sondern

gelangte mehr und mehr in die Hände der Architekten der Hochbauämter bzw. der von diesen mit der Bauaufgabe beauftragten freien Architekten. Dennoch wurden Form und Gestalt stark am zeitgleichen modernen Kirchenbau der katholischen Diözesen und protestantischen Landeskirchen orientiert. Denn der Raum kommunaler Aussegnungshallen sollte für die Trauergemeinde ähnlich würdevoll wie ein Sakralraum sein. Dabei musste jedoch eine gewisse religiöse Neutralität gewahrt bleiben, damit der Raum für Bestattungen aller ortsansässigen Konfessionen, aber auch anderer Weltanschauungen und Konfessionsloser für die Abhaltung von Trauerfeiern entsprach und ansprechend blieb. Um diese unterschiedlichen Bedürfnisse zu befriedigen, wurde die Architektur und Ausstattung an würdevolle religiöse Raumvorstellungen angelehnt. Für kirchliche Bestattungen genügte es in diesen ohnehin an Kirchenräumen orientierten „Pseudo-Sakralräumen“ dann, dass im Innern ein Kreuz aufgestellt oder aufgehängt war.

Die Obereschacher Aussegnungshalle

Ein Zeugnis dieses gesellschaftsgeschichtlichen Entwicklungsprozesses ist die 1972/73 auf dem Friedhof der traditionell katholischen, nach Villingen-Schwenningen eingemeindeten Ortschaft Obereschach errichtete Trauerhalle. Obwohl als Bau der Kommune eigentlich dem Bautyp „Aussegnungshalle“ zuzurechnen, steht auf den Entwurfszeichnungen noch ganz im Sinne der religiös-konfessionellen Tradition Obereschachs „Neubau einer Friedhofskapelle auf dem Grundstück Lagebuch-Nr. 35/7 in Obereschach durch die Stadt Villingen, Stadtbezirk Obereschach“. Doch finden sich im Schriftwechsel in der Bauakte auch Benen-



Obereschach, Aussegnungshalle.

Alle Fotos: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Dienstsitz Freiburg.

nungen als „Friedhofshalle“, „Aussegnungshalle“, „Einsegnungshalle“ oder „Leichenhalle“. Das zeigt, dass zu dieser Zeit der Prozess des Ausdifferenzierens der herkömmlichen regionalen Bezeichnungen und der sich in den offiziellen Verordnungen langsam durchsetzenden Begriffe noch nicht abgeschlossen war.

Im Dezember 1971 wurde der Bauantrag mit den Entwurfszeichnungen des Villingener Architekten Ulrich Döring eingereicht, am 5. April 1972 die Baugenehmigung erteilt. Die statischen Berechnungen lieferte Bau.-Ing. Rolf Guyer aus Überachen. Sein 22-seitiger Bericht mit 6 Planzeichnungen wurde Ende Mai/Anfang Juni 1972 von dem Karlsruher Prüfungsingenieur für Baustatik Hurt Harrer auf Basis der einzuhaltenden DIN-Normen gegengeprüft und weitestgehend für korrekt befunden. Für die Qualitätssicherung des Betons für die Stahlbetondecke wurde die Fertigung dreier Probewürfel beauftragt. Im Prüfbericht wurde konstatiert, dass die: „Druckflächen (...) eben und gleichlaufend (waren)“, und die Würfel damit die Probe bestanden hatten. Am 10. Oktober 1972 konnte der Rohbau vollendet, am 12. Juni das gesamte Bauvorhaben abgeschlossen werden. Die Bauleitung übernahm Dörings Büropartner Siegfried Ruge, die Bauausführung das Bauunternehmen Reiser & Müller.

Entstanden ist ein asymmetrisch aus drei wirkungsvoll ineinander geschobenen Kuben geformten ästhetisch ansprechender Bau mit teils verglasten, teils weiß geputzten Außenwänden unter schieferschwarzem Dach. Über der großen als Viertelrundform gestalteten Glasfront der Halle erhebt sich ein schräg in den Himmel aufsteigendes turmartiges Pultdach. Dahinter erstreckt sich das am Haken einer Stahlbetonstütze aufgehängte Kegeldach der über viertelrundem Grundriss errichteten eigentlichen Aussegnungshalle. Die Leimbinder liegen an der Kegelspitze auf einem Betonkranz auf, während sie an der Traufe jeweils durch eine Stahlstütze abgefangen werden. Zwischen Dach und Außenmauer ist unter der Traufzone ein schmales Fensterband eingeschoben. Seitlich an die Aussegnungshalle angefügt und mit der senkrecht aufsteigenden Seite des turmarti-



Oberschach, Kruzifix von Klaus Ringwald
in der Aussegnungshalle.

gen Vorbaus verzahnt, schließen die in einem eckigen Kubus mit Dachüberstand zusammengefassten Aufbahrungsräume mit weiteren Nebenräumen an. Neben den beiden Totenkammern (Zelle 1 und Zelle 2) gibt es einen Vorbereitungsraum für den Pfarrer, einen Abstellraum und das WC. Bewusst ist die Kreisform für die Feierhalle gegen den eckigen Kubus der nachgeordneten Räume gesetzt. Insgesamt hat Döring sich bei der Formgebung deutlich an Entwicklungen des dynamisch rhythmisierten Schalenbaus im Kirchenbau der 1960er Jahre orientiert. In der Außenwirkung des Gebäudes ist ihm eine für die Aussegnung angemessene feierliche Geschlossenheit des Baukörpers gelungen, und der Innenraum erhielt durch die auflockernde Verglasung der Außenwände Lichtverhältnisse, die der gewünschten feierlichen Sakralität des Aussegnungszeremoniells angemessen sind. In der Feierhalle befindet sich eine qualitätsvolle Christusfigur. Sie stammt von dem Schonacher Bildhauer Klaus Ringwald (1939–2011). Es handelt sich um ein relativ frühes Werk des später überregional anerkannten Künstlers, der 1995 mit einer Ehrenprofessur ausgestattet wurde.

Die Dauchinger Aussegnungshalle

In Dauchingen fasste die Gemeinde, bedingt durch das starke Anwachsen der Einwohnerzahl, 1965 den Entschluss zu einer Friedhofserweiterung. Zunächst wurde der überregional als Theoretiker engagierte Gartenarchitekt Bengt William von Barloewen (1918–1984), dessen Nachlass im Architekturmuseum der TU Berlin aufbewahrt wird, herangezogen. Barloewens Versuch, eine gartenarchitektonisch mustergültige Friedhofsanlage zu schaffen, endete jedoch 1966 in Meinungsverschiedenheiten mit dem Gemeinderat. Dieser übertrug die Neuplanung des Friedhofs samt Aussegnungshalle daraufhin dem Architekten Emil Oberfell, der gerade mit der Fertigstellung der Villingener St. Konradskirche reüssiert und seine Fähigkeit, ingenieurtechnisch wie ästhetisch beeindruckende Architekturen zu schaffen, unter Beweis gestellt hatte. Oberfell hatte sein Architekturbüro während des Baus der Villingener Kirche von Bad Dürkheim nach Villingen verlegt. Sein Bauantrag für die Dauchinger Aussegnungshalle datiert auf den 30. Juni 1967. Die Baugenehmigung erfolgte im August/September 1967, die statische Prüfung war im Dezember 1967 abgeschlossen. Die Rohbauabnahme erfolgte am 12. Juli 1968, die Schlussabnahme am 10. März 1969. Im Jahre 1973 entwarf Oberfell den stilistisch angepassten freistehenden Glockenträger.

Oberfell wählte einen gegenüber dem Niveau der Friedhofstraße leicht erhöhten Standort an der Böschung zu dem auf einem Plateau angelegten Friedhof. Die Aussegnungshalle ist ein architektonisch ansprechender und funktionaler Bau in Form des im Kirchenbau der 1950er/60er Jahre häufig gewählten Zeltypus. Die für eine Einsegnungshalle notwendigen Nebenräume sind in einem firstparallel in den Hang gebauten Frackdachanbau untergebracht. Zu diesem gehört eine durch Mauern gefasste Zufahrt unter einer den Müllabwurfbereich in der Pflasterung um die Einsegnungshalle abgrenzenden Betonbrüstung. Die zeltförmige Halle samt den erwähnten Anbauten sowie der straßenseitigen Ein-

friedungsmauer mit dem Friedhofstor sind einheitlich im Stil des „béton brut“ gestaltet. Für die Gestaltung der Oberflächen des grauen Sichtbetons wurden die Schalungsbretter sehr bewusst derart aufeinander abgestimmt, dass sich nach ihrem Entfernen von der gefestigten Betonmasse in der Fläche schmale, horizontal und vertikal verlaufende Grate abzeichnen, welche dem an und für sich eher schroffen Material sensible Licht- und Schattenwirkungen entlocken. Diese minimalistische Gestaltung mit nur sehr leicht vortretenden Graten ist besonders an den Außenwänden des Frackdachanbau elegant eingesetzt: an der Sockelzone als horizontale, an Erdgeschoss- und Giebelzone als vertikal verlaufende Schraffur. Die Dachhaut aus schwarzen rechteckigen Asbestzementziegeln nimmt wieder die horizontale Gliederung der Sockelzone auf. Die Außenwände sind in Stahlbeton ausgeführt. Das tragende Gerüst des Daches der Halle besteht aus Stahlbindern mit Holzpfetten. Der östliche, vertikal schraffierte Betongiebel ist von einem dreieckigen Fensterband gerahmt. Der Mitte des Giebels ist ein laternisches Kreuz aus Betonglas eingeschrieben. Es wurde von H.G. Schmitt (Baiersbronn) entworfen, der auch das Eingangsrelief und die Türgriffe schuf. Die Giebelfront des westlichen Haupteingangs ist über einer Glaswand durch eine durch Rauten strukturierte Vorhangfassade optisch hervorgehoben. An der südlichen Traufseite wird der Bezug zum Firstzelt besonders deutlich. An der Schwelle ist hier das Lichtband weitergeführt. Unter der Dachhaut lugen – ähnlich dem Gestänge eines Zeltes – die Füße der Stahlbinder hervor. Als wäre eine Zeltplane



Dauchingen, Aussegnungshalle.



Dauchingen, Anbau der Aussegnungshalle.

durch zwei Zeltstützen hochgeschoben, um das Durchschreiten unter einem erhöhten Vordach zu ermöglichen, ist im östlichen Teil ein Seitenausgang ausgebildet. Er ist rein funktional für den Auszug des Trauerzugs zum Grab angelegt. Das Untergeschoss beherbergt das für den Bautyp Aussegnungshalle übliche Raumprogramm mit Pfarrer- und Besucherraum im Erdgeschoss und drei Leichenzellen im Sockelgeschoss. Eine Wendeltreppe und eine Hebebühne dienen als Verbindung beider Geschosse.

Insgesamt handelt es sich um eine funktional und ästhetisch gelungene Baugruppe aus Halle, Frackdachanbau und Einfriedungsmauern, die ihre Wirkung besonders über die für die 1960er Jahre typische „béton brut“-Ästhetik erzielt. Darüber hinaus ist die Aussegnungshalle aber auch auf das anschließende Außenraumkonzept des Friedhofs abgestimmt. Die als Böschungsmauer der Einfahrt zum Sockelbereich des Frackdachanbaus beginnende Sichtbetonmauer zieht als Friedhofsmauer entlang des Bürgersteigs. Sie bezieht das westlich gelegene Friedhofstor ein und knickt hier als Böschungsmauer der zu einem Hauptweg aufsteigenden Treppe ab. Von diesem Hauptweg aus laufen von Westen aus zwei parallel entlang einer Grünfläche geführte Wege auf die Eingangsfront der Aussegnungshalle zu. Als Bodenbelag ziehen sich die Waschbetonplatten des Vorplatzes bis in das Innere der Halle. Um den Vorplatz schließen die Grünflächen mit dem Wegesystem und den Grabfeldern der Friedhofsanlage nach Osten, Süden und Westen an.

Fazit

Die beiden vorgestellten Bauten entstanden in kleineren Landgemeinden auf der Baar mit katholischer Tradition. Die Unentschiedenheit in der Gattungsbezeichnung in den zeitgenössischen Schriftquellen zu Obereschach macht deutlich, dass hier zwar die politische Gemeinde Bauträger war, diese sich jedoch stark der religiös-konfessionellen Tradition verpflichtet fühlte. In diesem Sinne entstanden in Dauchingen und Obereschach von politischen Kommunen errichtete Aussegnungshallen, die sich – im Gegensatz zu zeitgleich entstandenen Aussegnungshallen auf Friedhöfen von größeren Städten – noch stark in die Tradition des älteren Bautyps der von den Kirchengemeinden errichteten Friedhofskapelle einreihen. Damit erweisen sie sich als bemerkenswerte Zeugnisse der regionalen Baukultur im Rahmen des allgemeinen soziokulturellen Wandels des Beerdigungsritus in der Umbruchphase der späten 1960er zu den frühen 1970er Jahren. Als an der zeitgenössischen Kirchenarchitektur orientierte, in den Dimensionen allerdings kleiner geratene Friedhofshallen folgen sie denselben ästhetischen Gestaltungsprinzipien des Kirchenbaus der 1950er/60er Jahre. Auch wenn den Architekten für den aus der kirchenrechtlich nachgeordneten Gattung Friedhofskapelle ländlicher Regionen entwickelten Friedhofshallen nicht die ganz großen gestalterischen Möglichkeiten erlaubt waren, so zeigen sie für ihre Entstehungszeit im Vergleich mit gestalterischen Lösungen anderer Baugattungen im ländlichen Raum ein relativ hohes architektonisches Gestaltungsniveau.

Autor

DR. FOLKHARD CREMER
studierte Kunstgeschichte, Geschichte und Literaturwissenschaften.
Seit Juli 2010 Inventariseur für die Kreise Schwarzwald-Baar, Tuttlingen, Emmendingen und den Breisgau im Referat Denkmalpflege der Regierungspräsidien Freiburg/Stuttgart mit Dienstsitz in Freiburg (s. auch SchrrVGBaar 62, 2019, S. 105).
folkhard.cremer@rps.bwl.de

Archivalien

Zur Aussegnungshalle Dauchingen:
Kreisarchiv SBK Nr. 9123, Bestand A:
Bauantrag für die Aussegnungshalle mit Entwurfsplänen.
Zur Aussegnungshalle Obereschach:
Archiv des Amtes für Gebäudewirtschaft und Hochbau VS, Bauakte, Schlossberg 40.

Literatur

Großes Lexikon der Bestattungskultur.
Wörterbuch zur Sepulkralkultur,
Bd. 1, hrsg. u. bearb. v. REINER
SÖRRIES, Braunschweig 2002.
JOACHIM STURM: Dauchingen. Ein Gang
durch die Geschichte, hrsg. v. der
Gemeinde Dauchingen anlässlich der
900-Jahr-Feier 1994, S. 173–177.
Obereschach. Geschichte und Gegenwart,
hrsg. v. Stadtarchiv VS und der Ortsver-
waltung Obereschach, VS 1997, S. 313.
Gotteszelt und Großskulptur. Kirchenbau
der Nachkriegsmoderne in Baden-
Württemberg (Arbeitshefte – Landes-
amt für Denkmalpflege im RP Stutt-
gart, Band 38), herausgegeben vom
Landesamt für Denkmalpflege im RP
Stuttgart, mit Beiträgen von F. CREMER,
B. GEHRKE, S. KRAUME-PROBST, M.
MERTENS, T. SCHÄCHTELE, A. STEUDLE
UND J. WIDMAIER, Ostfildern 2019.